

Drei Presseartikel aus 2009

I DON'T LIKE MONDAYS - DIE LEBENDIGKEIT DES DIESJÄHRIGEN MESS FESTIVALS

(Ana Isakovic. OSLOBODENJE/Printausgabe, 24.10.09)

Die Lebendigkeit des diesjährigen MESS Festivals zeigt sich nicht nur in den Theatern, nicht nur auf den Bühnen, wo Regisseure und Schauspieler das Publikum mit mehr oder weniger großem Erfolg zu animieren und theatrale Spannung zu liefern versuchen, sondern auch an den round tables und an den ganz inoffiziellen Plätzen, wo man seine Eindrücke austauscht. Seit Tagen läuft an den runden Tischen von MESS die Auseinandersetzung über den sozialen und gesellschaftlichen Kontext der Vorstellungen und wie sie das Publikum aus „dieser Region“ akzeptieren könnte - voll Ablehnung oder Verständnis.

Ohne Schatten

Unausweichlich ist die Kontroverse über das Phänomen der Freiheit und über das Engagement des Theaters. Die Bedeutung dieser Themen ist besonders ausgeprägt unter den Intellektuellen, Anteil habend mit der Bevölkerung in all ihren Traumata. Das bereits sensibilisierte Publikum geht auch in diesen Versammlungen ein und aus und in das Theater, bereit für Kritik, Mahnungen, Vorschläge, vielleicht auch Illusionen. Das Interessanteste dieser Diskussionen ist vor allem und unlegbar ihre soziale Orientierung.

(...)

Theater im Theater

Der Eintritt in die Halle vom Theater 55 führt durch Dunkelheit bei Kerzenlicht. Vorbildlich auf dem diesjährigen MESS das Stück von Zlatko Topcic „I don't like Mondays“ in der Regie von Christian Papke. Dieser Text hat schon einen Preis in einem anonymen Wettbewerb des PEN-Zentrums erhalten: «Über Grenzen sprechen». Das Stück zeigt die Erfahrungen dreier Generationen einer serbischen und bosnischen Familie zu unterschiedlichen Zeiten: der Gegenwart, zur Zeit des Beginns des ersten Weltkriegs und in der Zeit des Krieges in Bosnien und Herzegowina. Die Rotation der angegebenen Zeiten wurde in einem Stück und in dieser Vorstellung in Form eines „Theater im Theater“ gezeigt. Szenen aus dem Krieg in Bosnien finden im Keller statt, wo die Akteure ihrerseits eine Theatervorstellung vorbereiten.

Es gibt viele Zeugnisse, und auch Erinnerungen vieler Teilnehmer des diesjährigen MESS, über die eruptive Kraft, mit der die Akteure im besetzten Sarajewo Aufführungen vorbereiteten, oft die Gefahren vergessend, die auf den Straßen lauern, während sie zur Probe gehen. Der Montag (bei diesem Theaterabend) ist dabei eine Metapher für unerfüllte Versprechungen. Beim Betrachten der inszenierten Bilder aus der Vergangenheit kommt dem Beobachter/der Beobachterin unweigerlich die Frage: Wird durch die Erinnerung an die Vergangenheit, und somit auch durch das Theater, das Unterdrückte bewältigt und die Vergangenheit vergessen, und kann man überhaupt eine angemessene Theatersprache zur Bewältigung finden, die auch in künstlerischer Form überzeugend ist? Durch den Text von Zlatko Topcic, scheint es, als ob er den Krieg in Sarajewo selber erlebt hat. Ein Problem tritt bei der Verarbeitung der Schreckens der Katastrophe auf, die er ohne Zweifel erlebt hat. Diese Schwierigkeit hat sicher auch der Regisseur Christian Papke gefühlt.

Was ist der Weg, um die Kette gefälschten Kopfnickens, falscher Akzeptanz, die Unmöglichkeit der Bewältigung mit seit langem redefinierter Identität zu brechen? Wie kann man in edler Solidarität mit denen, die gelitten haben, mit dem Theater als Medium, tiefer zu den Wurzeln der tragischen Ereignisse gelangen? Nicht politisch, auch nicht soziologisch, sondern künstlerisch. Mit diesen Fragen ringt auch dieses Stück und diese Inszenierung, aber die Zeit, die vor kurzem in unserem Leben, vor allem in Bosnien und Herzegowina, aus dem Gelenk sprang, verdient es auch weiterhin auf der Suche zu sein nach dem besten Weg, um sie derart bühnengerecht zu benennen.

DIE MACHT DER GEWOHNHEIT. EINE METAPHER DER GEWALT UND DES SCHRECKENS

(Theaterkritiker Josif Papagjoni, SHIP/Printausgabe 05.10.2009)

Nach der Aufführung des Stückes „Die Macht der Gewohnheit“ im letzten Juni, war ich auf den Regisseur neugierig geworden. Ich wusste nur, dass er ein Österreicher ist und ich stellte ihn mir als einen Mann mittleren Alters vor, älter noch, bärtig, autoritär, vom Erfolg beschwert usw. Aber ganz anders war er: ein sympathischer junger Mann und ebenso bescheiden. Denn die Kunst kennt keine Alters- und Verdiensthierarchie. Sie kennt nur den Erfolg, erreicht durch Talent, innovative Ideen und reiche Fantasie.

Warum gefiel mir diese Inszenierung? Sie unterschied sich vollkommen von dem, was gewöhnlicherweise auf unseren Bühnen Platz nimmt. Ich möchte damit nicht sagen, dass unsere Regisseure kein so gutes Theater machen können. Der Schlüssel liegt aber vor allem in der Harmonie der Regievorstellung mit allen anderen Aufführungskomponenten: dem Text, dem Schauspiel, der Bühne, der Szenen. [...] Aus meiner Perspektive ist dieses Ziel von Regisseur Christian Papke hervorragend erreicht worden, d.h. die Erschaffung eines Ensembles von stilistischer Einheit und insgesamten Unterhaltungswert.

[...] Das inszenierte Stück war ein Beispiel des Antidramas, um genau zu sein, eine Kreuzung aus Subjekt als Vorgeschichte nach dem aristotelischen Mimesisprinzip einerseits, und seinem Widerspruch durch das Wort als Vorwand für die Schöpfung angespannter psychologischer Situationen, nahe der Verzweiflung und Verrücktheit, der Sinnlosigkeit und des Absurden andererseits. [...]

Für mich war das Stück eine Art Parodie der Dichotomie Mozart-Salieri, dem Genie und dem Talent. Die Kunst ist eine große Leidenschaft, zugleich aber auch eine Illusion, wenn das Talent nicht vorhanden ist. So verwandelt sich der Traum zum Alptraum. [...]

Solche Ideen sind wirklich sehr intelligent, und sie wirkten umso mehr kraft der vielen Kontrapunkte, die der Regisseur einsetzt. Andererseits erreichte er auf elegante Weise, die Fixiertheit des Zirkusdirektors oder das Streben nach dem sublimen Spiel des Forellenquintetts zu ironisieren. [...]

Diese Ironie wird durch die Gestikulationen des Clowns und der anderen Figuren noch verstärkt, und somit verwandelt sich das Ernsthafte ins Lächerliche, das auf den ersten Blick edle Ziel in Selbstspott, Hohn und Narrentreiben. [...]

Dieser polysemantische Text, einfach, lächerlich und absurd, ist von den Schauspielern gut verstanden worden, somit konnten sie die Idee des Regisseurs treugemäß umsetzen und eine gelungene Interpretation hervorbringen. Alle Schauspieler leisteten gute Arbeit: der Zirkusdirektor in seinem Wahn, der Jongleur, der nicht weggehen kann, der „tierische“ Dompteur. [...]

Besonders schön in dieser Inszenierung war der Einsatz von Musik und Tanz als neue Bühnenelemente in gelungener Choreographie. Der Einsatz zweier professionellen Tänzer als Schauspieler, vor allem der Clown, der durch seine Plastizität, seine tänzerischen Bewegungen und die Mimik einen wunderbaren notwendigen Kontrapunkt zu seinem „Chef“, dem Zirkusdirektor, setzte, war eine andere ästhetische und hervorragende Lösung seitens des Regisseurs. [...]

Der Tanz des Ballerina (die „Enkelin“), eine Art Etüde, setzte die Metapher des Weggehenwollens und Nichtkönnens fort.

Einer der wichtigsten Komponenten dieser Inszenierung war das intelligente und präzise Bühnenbild: ein „Kellerzimmer“ oder Gefängnis oder Stall, mit einer tief hinunter gesenkten Decke, so dass die Schauspieler kaum gerade stehen konnten. Eine bedrückende Atmosphäre, die einen kaum Luft holen lässt. Und eine Vorbühne, gefüllt mit alten Schuhen: aneinander gereihete Scheiterungen des Zirkusdirektors, das nie zu Ende gespielte Quintett, der Staub, das Fallen, die reine Verzweiflung. Irgendwann schraubt sich die Decke höher, die „Gefängniswände“ werden entfernt und somit auch die Figuren von ihrer autoritären Vormundschaft.

Eine hervorragende und zugleich schöne Allegorie.

THOMAS BERNHARD IN TIRANA. DIE MACHT DER GEWOHNHEIT AUF ALBANISCH

(Christian Wehrschütz, KULTURZEIT/Fernsehdokumentation auf 3sat, Ankündigung 3sat online 09.07.09)

Wer hätte gedacht, dass Thomas Bernhard anlässlich seines 20. Todestages noch eine Premiere erleben könnte? Möglich gemacht hat diese das Nationaltheater in Tirana. Denn Ende Juni 2009 wurde dort Thomas Bernhard nicht nur zum ersten Mal in Albanien, sondern auch zum ersten Mal in albanischer Sprache aufgeführt.

Gezeigt wurde der Dreiakter „Die Macht der Gewohnheit“. Regie geführt hat der junge Österreicher Christian Papke, der auf dem Balkan seit mehr als fünf Jahren auch Dramen-Wettbewerbe leitet.

„Forca e Zakonit“ lautet die albanische Übersetzung von Thomas Bernhards Stück „Die Macht der Gewohnheit“. Ankündigungen für die Premiere fanden sich nur vor dem Nationaltheater. Das Stadtbild von Tirana prägten andere Plakate. Der Macht der schlechten albanischen Gewohnheit folgend kämpften Politiker vor der Parlamentswahl mit fast allen Mitteln um Stimmen. Die Bernhard-Premiere war trotz geringer Werbung und Wirtschaftskrise ausverkauft, Eintrittskarten kosteten unisono 2,50 Euro.

Das Stück ist die Geschichte des diktatorischen Zirkusdirektors Garibaldi. Er ist davon besessen, Schuberts Forellenquintett perfekt aufzuführen. Bereits seit 22 Jahren zwingt er seine Mitarbeiter zur Probe, die immer wieder sabotiert wird.

„Die letzte Probe ist ein Skandal gewesen. Das möchte ich nicht mehr erleben. Einen betrunkenen Dompteur, dem es Mühe macht, auf den Beinen zu stehen, einen Spaßmacher, dem fortwährend die Haube vom Kopf fällt, eine Enkelin, die mir durch ihre Existenz allein auf die Nerven geht. Die Wahrheit ist ein Debakel.“ (Thomas Bernhard: „Die Macht der Gewohnheit“)

Kein Debakel waren zwar die Proben in Tirana, doch Regisseur Christian Papke wurde stoische Ruhe abverlangt nicht zuletzt wegen der Bühnentechnik. Die Decke der Dekoration muss von einem Bühnenarbeiter angehoben werden. Weit besorgniserregender ist jedoch der Zustand der Unterbühne und des Theaters insgesamt. Dafür sind die Mitarbeiter motiviert und einsatzbereit. „Sie sind absolut bereit, kreativ und individuell Lösungen zu finden und sich des anderen anzunehmen mit seiner Frage, mit seinem Problem“, sagt der Regisseur Christian Papke. Auch hier die Relativierung: „Wir haben Montag von 9 Uhr in der Früh bis 2 Uhr in der Nacht gearbeitet. Das Resultat des Tages war, dass das Bühnenbild zusammen gebrochen ist, und am Ende des Tages eigentlich nicht viel mehr geschehen ist als am Anfang. Aber man ist willig, ist bemüht, man versucht.“

Nicht immer erfolgreich waren die Versuche des Hauptdarstellers, Papkes Regie-Anweisungen umzusetzen. Kein Problem hatten aber Schauspieler und Publikum, die Grundaussage des Stücks zu verstehen: „Die Botschaft ist ein Appell gegen die Diktatur“, sagt „Garibaldi“-Darsteller Vasin Lami.

„Wenn wir uns konkrete Diktatoren vorstellen wie Mussolini, Stalin oder Enver Hoxha, dann haben wir eine genaue Vorstellung davon, wie sie waren. Unsere Hauptfigur Garibaldi trägt die Eigenschaften aller Diktatoren in sich. Er ist gewalttätig, aggressiv, poetisch und einfühlsam: Das sind die Motive, die Bernhard aus allen Diktatoren herausgenommen und in Garibaldi's Charakter hineingelegt hat.“

Enver Hoxha ist seit fast 25 Jahren tot, doch das Ende der kommunistischen Herrschaft ist noch keine 20 Jahre her. Die meisten Schauspieler haben diese Zeit bewusst erlebt. Im Albanien des Jahres 2009 ist sie nicht völlig zur Geschichte geworden. Die Macht der Gewohnheit wirkt noch fort: „Wir sind im Übergang“, sagt Jongleur Neriton Licaj. „Der Müll der Diktatur ist noch immer da. Die Albaner leben jeden Moment mit dieser Vergangenheit oder dieser Post-Diktatur. Wir sind keine wirkliche Demokratie, wir sind irgendwo dazwischen.“

Auch der albanischen Gegenwart entspricht in gewisser Hinsicht das Gefühl, irgendwo festzusitzen. Visafreies Reisen in die EU binnen Jahresfrist versprach die bei der Wahl siegreiche konservative Koalition. Doch das Reformtempo ist zu langsam, um das Versprechen halten zu können. Trotzdem macht die Aufnahme in die Nato im Frühjahr 2009 Mut. Da wurde plakatiert: „Sot Nto - Neser BE“, „Heute Nato - Morgen EU“. Diese Parole erinnert an Thomas Bernhards „Macht der Gewohnheit“. Dort lautet die fragwürdige Verheißung „Morgen in Augsburg“. Zwischen beiden Parolen sieht Bernhards albanische Übersetzerin Jonilla Godole durchaus Parallelen: „'Neser EU' - das wäre interessant. Das ist das, was wir sagen, und eigentlich klingt es mehr wie 'Never' - Niemals EU.“

So trostlos ist die Realität nicht, und Buchhandlungen zeigen auch die geistige Öffnung, die Albanien durchlebt hat. Davon profitiert die deutsche Literatur, die in zunehmendem Maße übersetzt wird. Friedlich verlief auch die Parlamentswahl, während auf der Bühne nach 22 Jahren erfolgloser Proben die Lage eskaliert: Der Applaus zeigte, dass in Albanien auch Thomas Bernhard Zukunft hat.